

Yaoundé, Marseille, Kiew, Minsk, Berlin, Moskau Spaziergänge zum 25. Geburtstag



Man schrieb 1990 und sah sich damals am Ende der Geschichte am Anfang einer neuen Zukunft. cultur prospectiv begründete sich in diesem Wendejahr als CP-INSTITUT-AG. Eine Rose ohne Staatsdünger blühte von da an jährlich weiter – in einem Terrain, das bis heute durch Universitäten und Hochschulen beherrscht und bewirtschaftet wird. Wenige der dort kreierte Prognosen sind eingetreten. – Allerdings auch nicht alle aus unserer Werkstatt, aber doch einige. CPI erforschte eine Vielfalt von Themen – 25 Jahre bereichern unsere Biografie: Quantitative Analysen zu Gemeinden, Regionen, zu Kultur, Wandel osteuropäischer Gesellschaften tauchten mutig in qualitative Versuche zur Theorie.

Stets interessierten Schritte zur Öffentlichkeit – cultur prospectiv liebt Bilder, kuratierte internationale Ausstellungen, Versuche für Brücken von Wissenschaft in die Öffentlichkeit. Zum Anlass keine Nabelschau in unsere Forschungsbiografie! Zu ihr gehören bis heute Reisen an Orte. Diese Gebiete sind mehr als Forschungsobjekte: besondere, lebende und auch poetische Räume. Eindrücke und Bilder dieser legen sich auf Theorie, Daten und Zahlen, überlagern und überdauern sie. In den Spaziergängen sind Eindrücke aus sechs Städten vom Süden zum Norden, Westen zum Osten skizziert – Splitter und Monaden prosaischer und poetischer Erinnerung.

6. September 2015



Editorial	1
Yaoundé	2
Marseille	4
Kiew	6
Minsk	8
Berlin	10
Moskau	12
Epilog	14

*Prof. Dr. Hans-Peter Meier
cultur prospectiv
Mühlebachstrasse 35 /
CH-8008 Zurich
+ 41 44 260 69 01 /
+41 79 744 28 92*

hp@culturprospectiv.ch /
www.culturprospectiv.ch

Yaoundé



Auf dem Vorplatz des Flughafens von Yaoundé die fliegenden Schritte der Gepäckträger, die vielen bunten Farben, Schreie und Laute. Da die Rufende, Roller, Autos, ein Knäuel von Kindern, eine Tafel, Warteschlangen und ein Stapel von Gepäck. Alles, was sich rund herum bewegt, erfordert trennscharfe, aber gleichzeitige Blicke. Ich bin in die Formation eingetaucht, die ein wahres Schnellfeuer von Augenblicken abfordert. Über sich sucht man vergebens die Wölbung einer Halle, der nächtliche Himmel spannt sich als kolossales Fragezeichen über das Gelände. Im Hin und Her der Augenblicke gibt es keinen Überblick. Einzelheiten, Ereignisse wirbeln um mich. Anderntags auf der Strasse dasselbe. Sie ist alles zugleich, Fahrstrecke für Autos und Passage, Handelsort und Schlagloch, Asphalt und Staub, Hunde und Mensch, Haltestelle und Piste, Vorplatz von Hütten und rasender Fahrt. Am Bahnhof fliegt der Staub um die Blechkessel der Hüttenreihe und Glut, Essen und Trinken, Radios und Geplauder. Zwischen parkierten Autos eine Gruppe Moslems im Gebet; die sakralen Gesten auf Teppichen verzaubern; nur wenig entfernt verkaufen Greise mit weissen Bärten Kultgegenstände, Naturreligion; Tische mit gebrauchten Handys zum Verkauf; die Wettrennen der Träger vom Bahnhof schnell hin und beladen zurück; die biertrinkenden Soldaten an zittrigen Tischchen, hinter den Geleisen kleine Sandsäulen über dem Tor eines Fussballfelds. Entlang den Schienentrasses ziehen sich Pfade, darauf flanierende Gruppen Jugendlicher mit Schritten, wie wenn es keine Löcher darauf gäbe. In der Stadt lebt auch das Dorf: Man hat sich für die Beerdigung einen verzierten Sarg auf das Dach gebunden, der hunderte Kilometer weit über die Pisten zum letzten Ritual gefahren wird. Am Abend feiert man tanzend die Zugehörigkeit zum gemeinsamen Herkunftsdorf mitten in Yaoundé. Drei Streifen, die Tiefenstadt aus Hütten, die Mittelstadt aus mehrstöckigen Häusern und angeführt vom Hilton die Höhenstadt steigen morgens in den rötlichen Himmel, flimmern tagsüber und sinken abends ins Dunkel. Die drei Stufen sind je eigene Bühnen, wo sich Yaoundé als Ganzes zeichnet und das Wogen der Augenblicke zurücktreten lässt. In der Tiefenstadt verlieren die Grenzen ihre Trennschärfe, mäandrieren und überlappen sich im Hin und Her von Menschen, Gruppen, Fahrzeugen, auf Strassen, Wegen und Plätzen. In schattigen Höfen findet man alles, Fernsehen, Essen, Trinken, Palaver, Märkten und die verschiedenen Ethnien und Religionen neben-, unter- oder miteinander, was die Planung in den nördlichen Städten trennt. – Als ich Yaoundé verlassen hatte, formte sich mir langsam und heimlich ein Bild, das die unzähligen Augenblicke in eine Notiz zu wandeln versucht, eine Erinnerung an den Himmel über Yaoundé und an die Furchen ihres Geländes, der Krypta:

**Rot-
grau war
der Himmel
das Licht fällt aus
das Hotel Tango
schwimmt in die
Bauchhöhle
A fri-
kas**

**Last-
Wagen-
skelette
im Zwischenraum
silberfädige
Spinnennetze
die Strassen
Yaoun-
dés**

**ein
Riesen-
fisch zum Kauf
ist Laterne
und schimmert in das
schwarze Gesicht
der Frau die
noch da
ist**

**Holz-
bretter
saugen Licht
aus G lühbirnen
den Mutterbrüsten
an der Decke
über dem
dunklen
Bier**

**die
Augen
geschlossen
durch die Ritzen
blitzen die Blicke
der Holzbuden
quelle beauté
Came-
roun**

**das
Wasser
im Tango
ist knapp und fließt
unregelmässig
das Tropenholz
am Bahnhof
ab und
zu**

**dann
Schafe
anderntags
und Schulkinder
in Uniformen
Kunstürme aus
Erdnüssen
auf dem
Kopf**

**und
diese
Gesichter
grelle Rufe
„Nazarin – kauf doch“
mit den Händen
teil ich mit
ihnen
Fisch**

**die
Trauer
der Sonne
Zurückhaltung
des Überflusses
am Äquator
sinkt in den
Hinter-
hof**

**doch
man isst
Füsse des
Geffügels die
Noten eines Songs
aus Freude und
Lust einfach
da zu
sein**

**die
Strassen
sind die Stadt
treiben ohne
Signalanlagen
das Blut durch den
Körperbau
der Ar-
mut**

**Schlag-
löcher
Gelbfieber
Taxileben
4, 5, 6, 7, 8
auf den Sitzen
vereinigt
riecht man
sich**

**die
Macht
der Marktfrauen
auf den Plätzen
fliegender Preise
und der Ruhe
der Schreie
am Mit-
tag**

Marseille



Die Zugfahrt von Lyon her endet im Gare St. Charles auf der Plattform über Marseille mit dem weiten Blick über die Stadt hinaus ins Blau des Wassers und des Himmels – vom Mistral gereinigt. Man vergisst die Herrschaft der Augenblicke und einzelnen Schritte. Wir steigen die grosse, breite, weisse Treppe hinunter. Statuen säumen sie, die Zeugen vergangener Träume der Kolonien: die Griechin, Griechenlands alte Gründung, die Orientalin, Phönizien, die Afrikanerin, sie liegt üppig da mit Blick aufs Meer, unweit der Asiatin, des sinnlichen Traums aus dem fernen Osten. Weltgesellschaft liegt ausgebreitet da – der Abstieg in die Stadt führt durch das Schiff einer Kathedrale, die weltlich geworden ist. Die Tiefenstadt Marseille rauscht, lärmt, feiert sich in den unzähligen ein- und ausfahrenden Strassen und Gassen; Motorräder, Roller, Autos, Lieferwagen, Marktstände, Restaurants, Bars, Kioske. Man durchquert die Banalitäten des Alltags, in schmalen Gassen aufgespannte Wäsche, soeben gegossene Blumenstöcke, die das überflüssige Wasser in die Strassen plätschern lassen, da die Gruppe mit den Bierdosen, eine Touristengruppe, die ungewollt vom Hafen abgekommen ist. Marseille ist berühmt ihrer Marseillaise wegen – sie klingt in der Tiefenstadt zwischen Meer, wo Stille herrscht, und den Häuserreihen wie eine Komposition sich wiederholender Sequenzen von Lärm, deren Notenblatt die Strassen und Gassen sind. Darin gibt es die Pausen der stillen Stadt, wo die Gassen eng sind oder sich zu einem kleinen Platz öffnen. Durch Lücken streift der Blick die Höhenstadt und erreicht die Notre Dame de la Gare, ein sakraler Hügel, der den Bogen vom Meer her holt und über sich in alle Richtungen spannt. Die Häuserreihen heben sich ab, beginnen sich mit den Gassen langsam zu drehen und lassen dem Lärm aus der Tiefenstadt nur noch die Stimme einer fernen Geräuschwolke; die Treppe hoch verlässt man die Gegenwart in die Zeitlosigkeit. Sie fusioniert im Blick über die Stadt hinaus mit der Grenzenlosigkeit des Raums. Im Innern der Kathedrale strahlt das Zentrum auf den Raumkörper, Gläubige wie Ungläubige, Christen wie Moslems, Touristen wie Einheimische aus. Man kann den Stadtführer beiseite legen, Marseille ist ein Kuppelwerk, das die Schritte und Augenblicke in der Stadt begleitet. Notre Dame de la Gare grüsst in Sichtweite den Gare de St. Charles, das Herz des säkularen, geschäftigen Gebiets. Beide pulsieren über der faszinierenden Stadt in die Tiefe und Weite entlang den Küsten und Inseln. – Und wie ich vierzehn Tage lang durch dieses Stadtgebäude schreite, entdecke ich Fetzen der Seele von Marseille. Die hügelige Landschaft lebt auch aus den Auslassungen, Löchern, Randsteinen, Bruchstellen der Strassen – der Krypta.

Die Spuren der chthonischen Seele sprechen mich von unten an: die erdgebundene Heimat, die Bilder, die ich vom Mittelmeer bis in den Alpenbogen spüre, erhabene Geduld, Hartnäckigkeit und Stärke, ihre lange Dauer und der Wille zur Rückkehr, wenn sie versiegelt und zugemacht wird, trotzdem lebt und brodeln, die Beläge und Randsteine aus den Fugen hebt, sich wellenförmig wie ein Protestzug bewegt und von den Wänden schreit. Eine Denkbewegung geht über die Trottoirs und Kreuzungen – Jean Jacques Rousseau schreitet mit.

**Ich
schreite
irgendwo
im innern Kreis
wie wenn ich gar nicht
weiter käme
Tangenten
um den
Kreis**

**wir
werden
zu Strichen
und Schatten der
Spiegelungen
aus dem Diesseits
das auch das
Jenseits
ist**

**vom
St. Charles
hinunter
fließt der Himmel
in die Quadratur
der Gassen durch
den muntern
Unter-
leib**

**wo
Marseille
am Fuss der
vier Weibsbilder
den Welthafentraum
Kolonialzeit
für morgen
weiter
träumt**

**und
hinab
durch Mauern
über Hügel
und hinaus aufs Meer
im täglichen
knatternden
Da und
Dort**

**da
flattern
A siens
Papierseelen
wie Starenschwärme
in Picasso's
Kubatur
bunt am
Baum**

**wo
Licht ist
ist Schatten
Hochbau Tiefbau
für Sarkophage
spätromischer
Geschichte
in Mar-
mor**

**„the black Madonna
appears as model of
the Christian
order at the occasion of
European day of Patrimoine
St. Victor“**

**„one finds often
figures and signals
opposing orders and regime building
a giant dog declaring from a wall:
qui promène son chien est au bout
de la laisse. projet 200.“**

Kiew



Die ersten Schritte, die ich bei meinem Besuch von Kiew beobachtete, vollzog ein kapitaler geheimnisträchtiger Kater. Er schlich um den grossen Heuwagen in der Eingangshalle zum Zoll des Flughafens, auf dem das Fluggepäck der Maschine gestapelt war. Ich hatte denn auch das literarische Hoheitsgebiet von Bulgakow betreten. Die Dollars für die Bezahlung meiner Kooperationspartner trug ich in der Lederjacke; sie erwarteten mich gespannt während der Grenzüberschreitung, die lange dauerte. Dann die damalige Sowjetatmosphäre im Gedröhne über die Autobahnen und Strassen bis zum Koloss eines Akademikerhotels, das mich selbst in einen unscheinbaren Kater verwandelte und meine Schritte durch endlose Korridore führen liess. Die Spaziergänge am Feierabend waren lange, aber überraschten Tag für Tag neu. Auf dem Platz der Unabhängigkeit, dem späteren Ort des Maidan, packte mich der Schauer der Augenblicke, welche die monumentalen Paläste auf mich herunter warfen. Dann aber behutsam begleitet wandelte sich Kiew in ein Gelände von Hügeln mit goldglänzenden Kuppelwerken. Hinter dem sowjetischen erwachte das sakrale Gesicht, hinter östlicher Weite und Kälte traten mediterrane Züge in einer eigenartigen östlichen Prägung hervor. Der Hügelzug, auf dem die Lavra, das Höhlenkloster, glänzt, erinnert an die Gestalt des Jura. Kiew ist ein Inselsystem: An der Majakowski Strasse irrte ich auf dem Weg zu meinen Gastgebern durch eine geometrisch angelegte Satellitenstadt, zuvor schritt ich über die mit alten Steinen gepflasterte Strasse am Geburtshaus von Bulgakow vorbei hinab zur Altstadt Podol am Dnjepr. Die Sowjetzeit behauptete sich zwar noch, zitierte aber immer wieder das Kiewer Gedächtnis aus Stein, so die Andrejewski-Kathedrale hoch auf einem der Hügel; Macht- und Sakralgelände reichen sich die Hand, der Kiewer Jugendstil kontrastiert mit den riesigen Satellitenkomplexen an den Rändern. Dann die Sprachen des Untergrunds, ein Tobel, wo unzählige Morde versenkt sind; das unterirdische Leben an den U-Bahnstationen; der Kontrast zwischen der riesigen Markthalle und den alten Frauen mit vier oder fünf Einmachgläsern voll weissen Specks; das gleichförmige Tempo der Fahrten, Schritte und des Gehens in der Hauptströmung definiert durch die Werktätigen, die Trinkerinseln an Strasseninseln, die Hochzeitsgruppen vor den Denkmälern, die Blumen für das Zuhause oder Festanlässe am Sonntag. Das gigantische Stadion und die Miniatur, Kastanienwald und Geschmack der Steppen; Russ- in Kleinrussland, Klein- in Russland; die eleganten Damen vor dem Parfümeriegeschäft und die ärmlichen Ukrainerinnen auf der Glanzstrasse Kreschtschatik; das Dorf in der Megastadt; die Prozession mit Ikonen vom Lande vor der Sophienkathedrale aus Anlass des Besuchs

des Patriarchen aus Zypern. In Kiew überlappen sich die Grenzen, das linke und das rechte Ufer des Dnjepr durch die Eisenbrücken über den Fluss, der die Strömung der neuen Nation einer Zukunft, einem ungewissen Spiel der Grenzen entgegenführt. – Kiew ist eine Kapitale, die als Angelus des Schicksals unzählige Routen in die Provinzen zu unterhalten hat. Sie verlieren sich in die Dörfer und Ränder, die sich endlos ausdehnen und die Ukraine als grenzenloses Land beim Wort nehmen, das wie bei Gogol, Bulgakov und Shevchenko, Höhenflüge nötig hat.

**...ich
wandre auf
kuhägiger
Juragrasweide
am 18.
Oktober
08**

**gehe
täglich hin
ans Mischpult der
BBC World News
die Spraywolke
im Iphone
es eilt**

**schiebe
den Bildschirm
im Geflimmer
der Ereignisse
ins Geschehen
zehn Jahre
voraus**

**vielleicht
ersieht man
da Leuchtspuren
digitalen Staub
wohin sich die
Gesellschaft
bewegt**

**Höhen-
wind zieht
Kindheitsträume
über das Plateau
Orgeltöne
aus Karren-
löchern**

**und wie
immer wird's
heiter wenn die
Welt mit R. W alser
durch den Jura
spaziert dick-
bauchig**

**glänzt sie
im Westen
steigt dottergelb
mit dem Bielersee
himmelwärts die
Sonne als
Zugpferd**

**Kiew
im Feinstaub
Timoschenkos
Augenniedererschlag
und Vorhänge
vor Fenstern
tiefrot**

**und sie
leuchten die
Blumenzöpfe
bis nach Czernihiv
begleiten die
schlafenden
Dörfer**

**meine
Provinzen
zählebiger
unausgereifter
Gedanken und
scheiternder
Pläne**

**säumen
den Sonntag
im östlichen
Ereignisstillstand
Apfelgebrot
strahlender
Bäume**



Eigentlich lässt der Flug von Wien nach Minsk vergessen, dass es Grenzen gibt. Dieser Eindruck verstärkt sich, wenn Weissrussland im Schnee ausgebreitet auf der Ebene liegt. Der Flughafen taucht auf, eilt mir auf der Landebahn entgegen und man steigt in den Trakt ein. Er wirkt bescheiden wie der Teil eines Dorfes, das versucht, sich allmählich zu modernisieren, um als Portal der Hauptstadt Minsk gerecht zu werden. Dann fülle ich den Fragebogen aus, rutsche unter die vorgezeichnete Linie, werde zweimal zurück gewiesen, bis ich sie zur Zufriedenheit des Beamten getroffen habe. Ich passiere die Linie zu einem Machtgelände. Man muss am Eintritt im Flughafen die Sinne schärfen, was strenge Uniformen erleichtern. Das lässige Jet-Set Gehabe ist hier noch kaum sichtbar. Umso herzlicher ist die Begrüssung jener, die mich eingeladen haben, die harte Grenze erhöht die Temperatur in der Begegnung wie beim Abschied. – Es schneit, die Temperatur liegt bei 10 Grad minus. Ich mache den Spaziergang ins Zentrum von Minsk, trinke zwei Glas Wein, meine vergilbten Rubel genügen nicht und die VisaCard blockt, obwohl sich drei Frauen am Apparat vergeblich bemühen. Ein betrunkenener Nachbar neigt sich mir vertraulich zu und hebt die Währungsgrenze auf. Er will mit mir zur nächsten Bank, doch ich verspreche, sofort zurückzukehren und finde nach einigem Fragen die Wechselstube. Auch hier eine Linie von Schaltern, eine Zeitgrenze, die auf die Sekunde um 19.00 Uhr genau den Schalter zuklappen wird. Die Leute warten und kehren geduldig zurück, bis sich vielleicht doch eine Box nochmals öffnen könnte; solche Zeitlöcher gibt es, und ich brachte das nötige Geld in die Bar zurück. Es wird Weihnachten werden, die Leute sind unterwegs, alles leuchtet im Schnee, Minsk ist verzaubert. Ich schreite vom sanften Hügel der alten Stadt in den grossen Park, dessen See gefroren und zugeschnitten ist. Das Gelände ist weit, ineinander verschränkte Hochhäuser bilden einen Ring am Horizont, umkreisen es, da ein Sportstadion mit einer Eisfläche voller Jugendlicher, dort ein Leuchtkörper, ein Hotelkomplex, dann die kleine Kapelle auf der Insel der Trauer über die Verluste im Afghanistan Krieg, der Pfad mit dem trockenen Feinschnee, der bei jedem Schritt um die Beine wirbelt – man scheint zu schweben. Ich sehe nur noch einzelne Lichter in der Nacht und erahne die Richtung zum Hotel. – Ich spüre das Machtgelände in den Beinen, im Sehen und im Bild von Minsk, ich habe es in andern osteuropäischen Städten erlebt – in Kiew, Moskau oder in Warschau. Alles liegt weit auseinander, man sieht die fernen Silhouetten am Horizont, Laute und Schreie ersticken ohne Echo. Ich überschreite Grenzen, die es gibt und solche, die vage in der Nacht klaffen, jene, die man aus Erzählungen kennt und in der Erinnerung mit sich trägt, Schlacht an der Beresina, die verschwiegene Denkmäler der Toten, Helden, die verbrannten Dörfer von Katyn; die „Linia Stalina“ entlang der Krete, Stacheldrähte, Bunker, Schützengräben, Panzer, Kanonen, Flugzeuge, endlose Reihen von Besuchern.

Man führte mich an eine Mulde mitten in einer Siedlung – Hinrichtungsgelände von 40 Juden. – Die Bevölkerung Weissrusslands wurde von Mutter Erde einfach auf die Oberfläche gelegt. Die ausländischen Kriegsheere zogen in allen Himmelsrichtungen durch das Land, seinen Sozialkörper, durchlöchernten ihn, zuletzt wehte der Wind Wolken mit radioaktivem Niederschlag von Tschernobyl über Gomel und liess sie ausregnen. Aber deshalb liebt die Weltgesellschaft Weissrussland nicht weniger als andere Länder. Der Sozialkörper, der weissrussische Leviathan, hält das Land zusammen, ohne dass er auf starke natürliche Grenzen zählen kann.– Ich bin einige Male im weissrussischen Leviathan, in Minsk, umher spaziert. Die Stadt zeigt Grösse, ist sauber, in den Parks begegnet man jungen Leuten, zufriedenen Fischern am Flüsschen, Rentnern und Kriegsveteranen, sonntäglich gekleideten Kindern, die im Bus vom Land angekommen in die Oper gehen werden. Immer wieder überrascht der Glanz einer orthodoxen Kuppel in der modernen Flächenstadt. Die Leute machen einen stoischen, aber auch zuversichtlichen Eindruck. Man verziert die Etiketten der Wodkaflaschen und der Patisserie blumig und üppig – so auch die Wahllokale im Schulhaus auf dem Dorf. Minsk neigt zu Pathos, wenn im grossen Saal des Regierungsgebäudes die Gedenkfeier zur Befreiung im 2. Weltkrieg abgehalten wird: In einem fulminanten Ballett wirbeln artistisch durchtrainierte Soldaten, Mädchen, Figuren über die Bühne des Glaspalasts. Auf einmal spüre ich, dass dabei asiatisches Machtgelände mittanzt.

**Nacht-
Tage
trockener
Schnee Tagnächte
hauchen Weissrussland
im Dezember
hinauf zum
Grossen
Bär**

**wie
munter
blickt er in
Stroh geflochten
aus dem Wandkasten
dunkelbraunen
Vergessens
nach dem
Krieg**

**laut
tanzt man
da Musik
und Christbäume
springen ins Fenster
hinter Schleiern
Glasaugen
im Nach-
frost**

**Weite
holt einfach
die Sternbilder
um sich grenzenlos
auszuspielen
kaltblütig
über
Minsk**

**Ich
schreite
den Lichtern
am See entlang
die schwimmen im Schnee
auf Nachtenten
hinüber
Richtung
Tag**

**ich
spüre
gestirnte
Uniformen
hinter mir aber
gefrorene
Flüsse tief
unter
mir**

**die
Moore
Geschichte
versickernden
Mordens Linia
Stalina und
der Frühling
schon vor
mir**

Berlin



Es lohnt sich, Berlin von seinem Umland her anzugehen und so in die Metropole einzutreten. Die Wanderung vollzieht die Wandlung der Ebene zur Fläche nach. Noch ist Berlin, die wieder geborene Weltstadt, wie eine Bleistiftzeichnung am Horizont erst angedeutet. Rund herum das ebene Land – der Berliner-Typus der Ebenen-Landschaft im Tiefland und unter dem Himmel, der hier seinen weiten flachen Bogen beschreibt. Je langsamer die Bewegung der Beine, der Arme und des ganzen Körpers, desto unruhiger, unebener wird die Ebene. Da fällt eine leichte Senke auf, dort erstreckt sich eine Wiese und umrandet Gebüsche auf einer sanften Erhebung. Flüsse, Tümpel, Reste eines Moors schaffen Tiefe. Die Wege ziehen leichte Radien in die Landschaft. Küstenstimmung kommt auf, wellenartig ahmen die Gräser der Ebene den Puls des Meers nach. Die Ebene Richtung Berlin verlockt zum Stillstand und zeigt ihre Mucken. Die Füße haben Unebenheiten, Löcher und Radspuren zu bewältigen, an bestimmten Stellen ist das Auge an die genaue Beobachtung des Bodens gebunden. Dann tritt man auf Hartbelag. Die Füße und Beine sind auf der Fläche angelangt, die die Ebene bald vergessen lässt. Die Mühsal des Gehens weicht der Bequemlichkeit des Gleitens. Augen und Kopf erheben sich, um den Häusern, Türmen und Gebäuden Berlins ins Gesicht zu sehen. Die Augenarbeit löst sich von der Bodenarbeit der Beine. Die Fläche erlöst den Wanderer von der Mühsal und Poesie der Ebene. Die Wege sind ab jetzt Strassen und diese werden zu grossen Alleen. Man erlebt das Vorrücken der Flächen, jener Schicht, welche die Ebene angreift. Ein Raubtier zieht ihre asphaltierten Pisten hinaus ins Umland, verwandelt alles, was schon eben war in Flächen, versiegelt sie. Die Weltstadt ist Flächenformation und eine Akteurin mit einer Neigung zum Extrem. Wenn man das Gefühl hat, endlich eine endliche Fläche, einen Platz, erreicht zu haben, wird sie auf der breiten geraden Strasse oder Allee gleich wieder endlos, bis sich die nächste Fläche wieder als Fata Morgana eines endlichen Gebiets, gar einer Insel, erweist. Berlin ist eine Wanderung in die endlose Multiplikation der Flächen, Quadrate und Geraden. Doch bald ermüden die Füße und Beine und steigen durch den Unterleib in den Kopf und schlagen Alarm. Der Körper lässt sich besiegen, man steigt um in die S-, U-Bahn, das Auto, in Tram und Bus, um zu fahren und nochmals zu fahren, bis eine der Inseln, der Volkspark Rehberge, sichtbar wird, der an die Ebenen vor der Stadt erinnert, auf die man sich müde und doch erfreut niederlegt.

Es ist Oktober, Berlin 2008, auf einer nächtlichen Wanderung am Potsdamerplatz. Aus der Bleistiftzeichnung von Berlins Skyline von der Ebene aus ist ein surrealistisches Illuminationsspiel geworden. Die Flächen sind ins Dunkel gerückt, eine schrille Kulisse aus Lichtern und Glanz meldet sich. Das Portal zum Potsdamerplatz öffnet sich und man tritt ins Kuppelsystem ein, das den Himmel mit inszeniert – als lustvolles und lustiges Paradies. Menschen strömen durch das Portal hinein, in die Helle und Blitzlichter – und treten wie Bleistiftstriche aus ihm heraus.

**Posts-
damer-
platzleuchten
in den Himmel
über Berliner
Restgrasstreifen im Kies
und Schotter vorläufiger
Anwesenheit einer Anhalt-
stelle im stossweisen Verkehrsfluss**

**wie
lassen
sich diese
Zwischenräume
besetzen einfach
in Bildern damit man
die Leere nicht in sich selbst
abschreiten muss als Fussgänger
und die Tangenten aushalten kann**

**wie
Mönche
haben die
Mauerreste
den trendigen Gay
angegriffen – Orge-
l-töne zerstörter Kirchen
die Trauer der Choräle aus
der Zukunft nochmals zurückgespielt**

(2009)

**Einmal links
einmal rechts
umkreisen
die Eisbären
ihren Kerker
im zoologischen Garten**

**den Löchern
Im Asphalt
gewährte man
nicht zwei Jahre**

**regengiessende
Wolken
über sich ziehen
zu sehen**

**Erde
insektenäugig
zum Himmel
aufzublicken**

**die Ziegelröte
über der Tucholskistrasse
in die Wasserlache
einzuspeisen**

**und der Stadt
im Übergang
zur Mitte hin
mitzuteilen**

**die Baustellen
der glashäutigen
Zukunft
überdachter
Erregungszonen**

(2000)

Moskau



Barfuss passierten wir beim Rückflug die Kontrolle, den Test der Theorie des Gehens auf der Fusshaut. Doch die Tage in Moskau waren eine Niederlage dieser Theorie, wie sie sich auf der Route von Afrika, zum Mittelmeer, in die Ukraine noch bewähren kann. Der Metropole fehlt die Mitte zwischen Fahren, Stehen und Stau; zwei Stunden stockt die Fahrt durch die Kolonnen vom Flughafen in die Stadt. Die Theorie des Fahrens müsste in Moskau neu entwickelt werden. Die Schritte sind Sprünge auf die Seite für Überholmanöver der „Maschinen“ (so heissen die Autos) über Feldpisten neben der Autobahn, die verbraucht sind wie Rollfelder auf Provinzflugplätzen. Man kann verallgemeinern: Moskau pumpt sein Blut, die Ströme von Menschen, durch ein gigantisches Arteriensystem und feiert sich: unterirdisch die U-Bahnen, oberirdisch der unendlich rauschende Verkehr, aeronautisch und interstellar die Gesten der futuristischen Architektur. Moskau kommt ohne Theorie der Schritte aus, die im Dauerrausch der täglichen Ströme verloren gehen. Welcher Unterschied zu Yaoundé, der Stadt der tanzenden Schritte, Augenblicke, Ereignisse und Grenzen! In Moskau sind wir beim Gegenbeispiel angelangt. Die Ereignisse fallen zwischen dem kontinuierlichen Fliessen und dem Pathos der verfestigten Strukturen zu Feinstaub. Die Augenblicke verschwinden zwischen den „Prospekt-Perspektiven“ und dem Auge der Ikone, das zeitlos aus dem Dunkel blickt. Moskau fürchtet sich, stets zu klein, um für die Welt gerüstet zu sein. Die Turmsilhouetten aus der Sowjetzeit, die Glasriesen des neuen Moskau versorgen den Himmel mit unersättlicher Megalomanie. Sie teilt sich nach unten in den Park mit, wo in einer Festgemeinschaft die Wodkagläschen zum Rausch versickern. Moskau ist das Reich grenzenloser Grenzen, ein Portal, das dem riesigen Land zwischen Westeuropa und Wladiwostock zudienen will. Langfristig ist anderen Grenzen, die sich diesem Portal verweigern, der Kampf angesagt. Scheidegrenzen sind passé, der Moskowiter Globalismus holt auf jeder Grossbaustelle neuen Atem. Der Tanz sich überlappender Grenzen, wo sich bunte Mischungen finden, fallen im öffentlichen Moskau wenig auf. In der Flächenstadt erheben sich keine Pässe und damit gibt es keine Passgrenzen, welche Langsamkeit, Einzelschritte und Anstrengungen verlangen: das Eigene mitzunehmen und zugleich mit Fremdem vertraut zu werden. Das Moskauer Regime der flachen Grenzen ist zwar überall präsent, aber kann im weiten Land nur schwer Fuss zu fassen.

Am Ende der Fahrt von Moskau grüsst in Stupino die Rakete aus der Sowjetzeit, denn der Ort lebt in der neuen Zeit zugleich die Erinnerung als frühere Geheimstadt, als Produzentin von Spitzenwaffenmaterial zur Wahrung der eisernen Grenze im Kalten Krieg. Die Satellitenstadt wirkt wie eine Insel, wo sich das Alte mit dem Neuen mischt. Von da ist es nicht weit, bis man Schritte wieder spürt, dort hinunter durch den Wald zum Ufer, wo sich der Strom Oka breit und langsam durch das weite Land bewegt. Man spürt den grössten Gegensatz auf der Rückfahrt: Zwischen der Rakete in Stupino und der Ikone im Museum Moskaus fließt der Strom Oka und erzählt von der stets neu versuchten und immer wieder gescheiterten Vereinigung. In Moskau sind deren Gesten nicht zu übersehen: Glanzvoll heben sich die Kuppeln der Orthodoxie und Episoden der Geschichte in den Himmel, die Suprematie; auf der einen Seite die Vernichtung der Schritte, auf der anderen Seite ihre Vitalität am Rande. Die Theorie des Gehens beginnt zu leben, wenn man durch die Reststreifen spaziert, welche das globale Moskau übrig lässt. Wenn man langsam an die Ränder der Riesenstadt wandert, entdeckt man zwischen Wohntürmen freie Flächen, Birken künden Inseln an, dahinter sieht man alte Häuser aus der Chruschtschow Zeit, begegnet streunenden und gutmütigen Hunde, Spaziergängern, und tauchen unvermittelt Marktstände mit ihren Betreibern und Kunden auf. Aus einer barackenähnlichen Bude klingen fröhliche Laute einer feiernden Gemeinschaft, kleine Szenen mischen sich am Rande ein, unabhängig und ungeachtet der Masterpläne. Solche Spaziergänge kann man durch verstrahlte Gebiete rund um Tschernobyl, in Gomel, Czernigov oder Brjansk unternehmen – es ist ähnlich: Die Gemeinschaft braucht die Reststücke von Erde und versucht, sie zu behüten, hier und jetzt zu bleiben –am Rand und unbeachtet des Niederschlags der Weltereignisse.

Gott
sprach dann
Russland die
Flüsse
zu

die
Oka
im Süden
Moskaus
breit

vor
Atom-
Kraftwerken
hält sie
an

und
fragt nach
dem nächsten
Kloster
es

wird
ihr ins
Stromantitz
blicken
und

im
fahlen
Oktober-
himmels-
licht

viel-
leicht doch
etwas Schwer-
mut im
Klang

die
Glocken
bewegen
zur An-
kunft

die
Meta-
physik aus-
läuten
die

es
nur dir
zum Transport
anver-
traut

den
Eisen-
kähnen der
All-Ein-
heit

die
Steine
lässt sie da
wo sie
sind

ge-
fügt zu
Ikonen
am Fluss-
rand

wo
sie noch
nicht Sand ge-
worden
sind

und
ruhig
dann schwebt das
Mono-
rail

durch
Moskaus
Partikel
und Fein-
staub

der
Transfor-
mationen
im Herbst-
glanz

die
Eisen-
steinstrasse
am Aus-
gang

Stupino

**Mc
Donald
Stahlfabrik
Raketenstadt
Stupino im Herbst
man wird neu erzogen
bitte nicht mehr einschlafen
der Vorabend klar wodkafrei
Campina heisst die Orthodoxie**

**der
Patriarch
ist Deutscher
saubere Milch
aus dem Umland
für die Früchteyoghurts
globale Marktregionen
Russlands zivilisierende
europäische Foodproduktion**

**die
Erde
sammelt sich
Spalierbäumchen
die neue Fabrik
schwimmt in den Oktober
weiss verhülltes Personal
lächelt aus den Kunststoffhauben
von der Insel der Sowjetunion**

**die
Birken
halten sich
leuchten an die
Ziegelwände der
herbstlichen Nostalgie
ausgedienter Fabriken
Häuser Dörfer Städte Menschen
in die Schatten früheren Lebens**

Epilog

Grenzüberschreitungen lassen die Zäsuren eines Individuums – ein Narrativ – seiner Geographie erzählen. Es verändern sich nicht nur die Wetterlagen. Die Welt ist nicht mehr die gleiche wie vor der Grenze. Die Geographie schwappt nach oben, ruft, ahnt und erfährt die *Überwelt*: die vertikale Dimension mischt sich in die Geographie ein und schreitet mit. Die *Unterwelt* spürt man bei Schritten durch eine Karstlandschaft. Geheimnisvolle Löcher lassen das Unbestimmte, Unbekannte, Geheimnisvolle, Dunkle und Unheimliche erahnen. Es sind Sakralzonen, wo man die Schritte besonders spürt: Sie sammeln sich in der Kuppel und sprechen von oben, während von unten die Krypta flüstert. Die physischen Schritte erhalten metaphysische Ober- und Untertöne. Sie sind anders als draussen. Doch auch in Bahnhöfen, im Wirrwarr der Strassen, an Kreuzungen und auf Plätzen einer Stadt, bringt mich die Frage zum Stehen: Wölbt sich nicht ein Dach über die geordnet und chaotisch gestrickte Landschaft der Dächer, eine Kuppel als Überbau? Gräbt sie sich nicht einen Unterbau, ein Schattenreich unter die Friedhöfe, Keller, Tiefgaragen, Gasleitungen, Glasfaserkabel, Kanalisationskanäle? Da überlistet mich die Versuchung, vom Stadtwanderer zum Stadtmetaphysiker zu werden, auf die Augenhöhe jenes Wesens zu steigen, von dem Xenophanes fordert als: „als Ganzes sieht es, erfasst es, hört es“. Paaren wir diesen Grundsatz mit der genialen „Theorie des Gehens“ von Balzac und üben sie in der Praxis, so wird jeder Schritt ein Stück Erkenntnis – und man gehört ganz dazu.